Zeitschrift: Werdenberger Jahrbuch : Beiträge zu Geschichte und Kultur der Gemeinden Wartau, Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und Sennwald

Herausgeber: Historischer Verein der Region Werdenberg

Band: 12 (1999)

Artikel: Gedanken zur Zeit : der Kampf ums Wasser hat begonnen : Aufbruch ins 21. Jahrhundert

Autor: Lippuner, Peter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-893291

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Kampf ums Wasser hat begonnen

Aufbruch ins 21. Jahrhundert

Peter Lippuner, Winterthur

Mein Beruf als Redaktor am Schweizer Fernsehen DRS führt mich oft in die entlegensten Gebiete dieser Welt. Auf diesen Reisen mache ich immer wieder die Bekanntschaft mit Menschen, die unterschiedlicher nicht sein könnten. Reiche, denen das Glück alles beschert, und Arme oder sonstwie Gestrandete, die am Morgen kaum wissen, wie sie den Tag überleben wollen. Die Herkunft und die Schicksale dieser Menschen könnten kaum verschiedener sein. Trotzdem haben sie alle eines gemeinsam: Ihr Leben ist oftmals vom täglichen Kampf ums Wasser geprägt.

Die Ausdauernde

Meine erste Begegnung führt mich in die südafrikanische Transkei, etwa 90 Kilometer vom Hauptort Umtata entfernt. Dort ändern sich die Landschaften schlagartig. Aus der flachen Landschaft erheben sich langgezogene Hügel. Breite Flüsse und Bäche zerschneiden die Gegend und führen das Wasser von den Bergen Lesothos hinab zum Indischen Ozean. Auf diesen Hügeln leben seit jeher Angehörige des Stammes der Xhosa. Mit einem Minimum an Komfort bewohnen sie auf engem Raum ihre mit Stroh bedeckten Rundhäuser. In der Hausmitte befindet sich eine offene Kochstelle, vor der Tür ein Gemüsegarten, und auf der Wiese weiden einige Kühe das spärliche Gras ab. Ich habe heute Patricia, die stolze Xhosa-Frau und Mutter von sieben Kindern, getroffen. Ich bin hier, um ihren Alltag kennenzulernen. Nach einiger Zeit ergreift sie einen Kübel und verlässt das Haus. Ich folge ihr. Auf abschüssigem Weg gehen wir zusammen zum Fluss hinunter, Höhendifferenz etwa 400 Meter. Patricia macht diesen Weg jeden Tag mehrmals. Sie wirkt müde. Der Weg ist lang, das Wasser oftmals verschmutzt, vor allem nach einem starken Gewitter, wenn der Fluss wieder viel erodierte Erde mit sich bringt. Eine harte, anstrengende Arbeit.

Einem Weltbank-Bericht entnehme ich: Rund eine Milliarde Menschen hat keinen gesicherten Zugang zu sauberem Trinkwasser. 1,7 Milliarden verfügen nicht über akzeptable sanitarische Verhältnisse. Wenn Menschen in der Dritten Welt erkranken, dann ist bei rund zwei Milliarden schlechtes Wasser mit im Spiel, es verursacht jährlich den Tod von 10 Millionen Kindern. Und weiter unten: Von 1940 bis 1990 hat sich der weltweite Wasserverbrauch vervierfacht. Wenn im Jahre 2025 auf der Erde rund acht Milliarden Menschen leben, wird die Nachfrage um 625 Prozent steigen. Dannzumal werden bereits 35 (gegenüber heute 21) Länder an akutem Wassermangel leiden.

In Afrika und Asien leben Millionen von Frauen wie Patricia. Die Frage sei erlaubt: Was, wenn Männer diese Arbeit machen müssten, Politiker sich an Ort und Stelle informierten und den steilen Weg, 400 Meter zum Fluss hinab und mit einem gefüllten Kübel auf dem Kopf wieder hinauf, abschreiten würden? – Sähe die Wasserversorgung dann wohl anders, besser aus?

John, der Tüftler

Sand Springs, US-Bundesstaat Arizona. Die Sonne brennt gnadenlos vom blauen Himmel herab. Der aus drei Häusern bestehende, kleine Weiler liegt draussen in den unendlichen Weiten der Steppe nördlich von Flagstaff. Hier lebt der 74jährige John Yazzie. John ist Indianer und gehört zum Stamme der Navajos. Er und seine Familie ernähren sich vom Maisanbau. Als ich John zum ersten Mal treffe, ist er auf seinem kleinen Maisacker beschäftigt. Voller Stolz zeigt er mir sein ausgeklügeltes Bewässerungssystem. Eine mit Diesel betriebene Pumpe fördert Wasser aus einem nahen Canyon herauf. Ein Schlauch führt das Wasser zu jeder Maispflanze hin. Dort, wo eine Pflanze steht, ist im Schlauch ein winziges Loch angebracht. Tröpfchenweise rinnt daraus das Wasser und benetzt nur gerade den Ort, an dem die Maispflanze aus dem Boden herausschaut. John Yazzie hat diese Bewässerungsmethode selber entwickelt. Der sorgfältige Umgang mit Wasser war für die Navajos schon von alters her selbstverständlich, ein Gebot des Überlebens. Als zudem in den letzten Jahren die Trockenperioden immer länger wurden, war der alte Mann bestens gewappnet. Für John Yazzie ist seine kleine Pumpe lebenswichtig.

Im Bericht des Worldwatch-Institutes in Washington liest man: «Heute versuchen bereits 250 Millionen Menschen, auf ausgelaugten, teils erodierten und trockenen Flächen Nahrung zu produzieren. Rund einer Milliarde Menschen droht in Zukunft nach Überzeugung der Vereinten Nationen ein ähnliches Schicksal. Etwa 3,6 Milliarden Hektar Land sind schon so weit zerstört, dass Ackerbau und Viehzucht kaum noch möglich sind. Vom für die Landwirtschaft abgezweigten Wasser gehen rund 60 Prozent allein auf dem Transport zum Endverbrauch verloren. Immer mehr Grundwasserspiegel fallen, Flüsse trocknen aus, die Versalzung schreitet voran. Die Verteilkämpfe um eine knapper werdende Ressource werden härter.»

Vorläufig macht John Yazzie sein aus dem Canyon gepumptes Wasser noch niemand streitig. Nur einige hundert Kilometer westlich von Sand Springs sieht es jedoch anders aus, dort ist der Kampf ums «blaue Gold» voll entbrannt. Der grandiose Fluss Colorado ist zu einem armseligen Rinnsal verkommen, leergepumpt. Alles Wasser wird in die grossen Städte geleitet. Las Vegas und Los Angeles schlucken die Flüsse und Seen in beängstigendem Tempo auf.

Diese Entwicklung geht nicht nur im Westen der USA unaufhaltsam weiter. Andernorts auf der Welt finden sich Beispiele zu Hauf: Kairo, Peking, Shanghai, aber auch Warschau oder sogar das walisische Cardiff können ihren unstillbaren Durst nach mehr Wasser kaum mehr löschen.

Wasser als Waffe

Langsam senkt sich die Dämmerung über Istanbul. Die Stadt am Bosporus ist um diese Zeit am schönsten. Zarten Fingern

gleich strecken sich die Minarette der Moscheen ins Abendrot. Die Nachmittagshitze ist vorbei, in den Strassen der Grossstadt herrscht erneut geschäftiges Treiben. Zwei Stunden lang habe ich mich mit einem türkischen Experten über ein Problem der heutigen Türkei unterhalten, mit dem sich das Land paradoxerweise ganz besonders schwer tut: dem riesigen Wasservorkommen im Osten des Landes. Mit Hilfe ausländischer Investoren – unter anderem auch der ABB – hat die Türkei in Ostanatolien ein Jahrhundertwerk gebaut. Am Euphrat ist der Atatürk-Staudamm errichtet worden. In Zukunft sollen weitere Dämme auch am Tigris folgen. Damit kann die Türkei zum ersten Mal in ihrer Geschichte die Wasserführung der beiden Flüsse gleichsam von zu Hause aus bis weit in den Irak und nach Syrien hinein genauestens kontrollieren. Verboten? Ungerecht? Der einstige türkische Premierminister Süleyman Demirel hat die Absichten der Türkei schon vor Jahren deutlich gemacht: «Mit dem Wasser ist's wie mit dem Öl, wer an seiner Quelle sitzt, hat ein Recht darauf, das ihm niemand streitig machen kann.» (Was wohl die Bodenseeanrainerstaaten sagen würden, wenn der Kanton Graubünden so denken und handeln und beliebig über das Rheinwasser verfügen würde?) Kein Wunder, dass Demirels Drohung im arabischen Lager zornige Reaktionen hervorrief. Mein türkischer Gewährsmann liess zudem keinen Zweifel aufkommen, dass sein Land die im Osten ansässigen Kurden nie freigeben werde, denn das hiesse ja, «das Wasserschloss Ostanatolien aus der Hand zu geben». Damit ist das Wasser in mehrfacher Hinsicht zur politischen Waffe Nummer eins geworden.

Man braucht nur die Zeitungen aufzuschlagen und einigermassen die elektronischen Medien zu verfolgen, um zu sehen, dass dies kein Einzelfall ist: Israel und Palästina teilen eine bedeutende Grundwasserschicht in Cisjordanien. Laut amtlichen Zahlen werden von den 600 Millionen Kubikmetern genutzten Grundwassers rund 80 Prozent von den Israelis und nur 20 Prozent von den Palästinensern verbraucht. Israel will die physische Kontrolle über das Wasser nicht aus der Hand geben. Auch hier wird deutlich: Wasser wird als politische Waffe missbraucht. Ähnlich tönt es auch anderswo: Portugal wirft den Spaniern vor, dem Tejo und dem Douro viel zuviel Wasser zu entnehmen – Senegal und Mauretanien geraten sich wegen der Nutzung des gemeinsamen Senegal-Flusses in die Haare – und Thailand streitet mit Vietnam über die Nutzungsrechte des Mekong, denn das rasant wachsende Bangkok will seinen Durst mit Wasser aus dem grössten Fluss Südostasiens löschen.

Chang und seine Fische

Es ist Februar 1996. Die letzte Begegnung führt mich zum Bauern Chang in den Northern Territories, einem Gebiet nördlich der Stadt Hongkong. Hier befindet sich eine grosse Zahl von künstlichen Teichen zur Salzgewinnung. Vom Flugzeug aus erscheinen die Weiher wie kleine Brenngläser, in denen sich die Mittagssonne spiegelt. Heute besuche ich den Fischer Chang. Wir möchten ihn für Filmaufnahmen gewinnen. Im Schatten eines Baumes erwartet uns der alte Mann. Nach dem Austausch der üblichen Höflichkeiten erzählt er uns aus seinem Leben und sagt, dass er zwei Weiher für sich gepachtet habe, in denen Karpfen leben. Chang meint, er könne von seinem Fischfang ganz gut leben, obwohl er aus seinem Teich täglich jeweils nur zehn Fische heraushole. Damit könne er sich und seine Familie gut über Wasser halten. Würde er mehr fangen, erklärt er, ginge der Fischbestand immer stärker zurück. Mit einemmal stockt der alte Mann und schaut hinaus auf seine Teiche. Vor einiger Zeit, fährt er fort, sei es ihm aber nicht sehr gut gegangen, damals, als der grosse Regen gekommen sei. Die Teiche hätten die Regenmenge nicht mehr fassen können. Das Wasser sei rund einen Meter über die Ufer getreten, sagt Chang mit zitternder Stimme. All seine Fische hätten die Gelegenheit sofort benutzt und seien weggeschwommen – für immer. Dies sei für ihn ein harter Schlag gewesen, von dem er sich nur langsam erholt habe.

Was dem alten Chang mit seinen Fischteichen widerfuhr, mussten nur zwei Jahre später Millionen von Menschen auf dem chinesischen Festland auf brutale Weise erleben. Ein Reporter berichtet: «Der Jangtsekiang ist der gewaltigste Fluss Chinas. Im Sommer 1998 wird er zur tödlichen Gefahr. Der Riesenfluss droht Landstriche, 14mal grösser als die Schweiz, zu überfluten. 240 Millionen Menschen sind von den ungeheuren Flutmassen betroffen, 14 Millionen bereits evakuiert, mehrere Millionen Häuser sind zerstört, noch mehr beschädigt. In den vergangenen Jahrzehnten hat die chinesische Landwirtschaft fast 70 Prozent der vom Fluss gespeisten Seen trockengelegt, der Strom ist zwischen Dämme und Deiche gepfercht worden, 65 000 Kilometer lang. Jahr für Jahr mussten diese höher gebaut werden, weil der Fluss in seinem Bett riesige Mengen von Geschiebe ablud. Dadurch stieg der Jangtsekiang immer höher und wurde zur tödlichen Gefahr. Der Druck auf die Dämme nahm immer mehr zu, ein einziger Dammbruch, und die Katastrophe wäre perfekt. Es scheint, als ob der Jangtse sich das zurückholt, was ihm einst mühsam abgerungen worden war…»

Und wir?

Die existentiellen Probleme, die John Yazzies und Patricias Leben, aber auch dasjenige des Bauern Chang prägen, die politischen Pressionen von Regierungen in heissen Ländern, sie alle berühren uns nicht sonderlich. Wirklich? Sind wir so einfach aus der Wahrnehmungspflicht entlassen? Wohin führt denn der Kampf ums Wasser in letzter Konsequenz? Die Frage stellen heisst sie sofort beantworten, denn mögliche Szenarien lassen sich ziemlich genau vorhersagen. Wem das Wasser ausgeht oder wem die Böden durch unkontrollierten Wasserverbrauch versalzen und unbrauchbar gemacht worden sind, der sucht sich seine Lebensgrundlagen anderswo. Mit dem zunehmenden Versiegen lokaler Wasservorkommen nimmt der Druck auf andere Länder, die mit reichlich Wasser versehen sind, zu. Die bereits heute festzustellenden Völkerverschiebungen werden in den nächsten Jahrzehnten dramatisch zunehmen. Länder wie die Schweiz, mit qualitativ hochstehendem und reichlich vorhandenem Wasser, werden den Druck deutlich zu spüren bekommen. Deshalb die Grenzen schliessen?

Im Verlaufe ihrer Entwicklung hat die Schweiz im Umgang mit Wasser reiche Erfahrungen gesammelt. Wir sind Experten im Dammbau und wissen, wie man Bächen und Flüssen auf ökologisch und wirtschaftlich vertretbare Art und Weise ihre gefährlichen Seiten nimmt. Wir sind Meister, wenn es um effiziente Wasserversorgungen geht und haben Spartechnologien entwickelt, um die uns das Ausland beneidet. Dieses Wissen gilt es mit aller Kraft in bedrohten Ländern anzuwenden. Nur wenn wir diese Hilfe radikal verstärken, lesen wir die Botschaft richtig, die uns aus Ländern der Dritten Welt fast täglich in beunruhigendem Masse erreicht.